

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **83 (2006)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN

Adrien DE RIEDMATTEN, *Humbert le Bâtard. Un prince aux marches de la Savoie*, Lausanne: Université de Lausanne, Section d'histoire, Faculté des Lettres, 2004 (= Cahiers Lausannois d'Histoire Médiévale, 35), 595 S., Abb.

Adrien de Riedmatten legt ein umfangreiches Buch über Humbert von Savoyen vor, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den savoyischen Gebieten der Westschweiz eine wichtige Stellung einnahm. Immer wieder hatten Mitglieder des Hauses Savoyen als Apanage Herrschaften in der Waadt erhalten und waren damit vor Ort als Regenten präsent; es sei besonders an Peter II., *le petit Charlemagne*, oder an Ludwig, Baron der Waadt, erinnert. Dabei handelte es sich durchwegs um Persönlichkeiten, die ein recht eigenständiges politisches Profil entwickeln konnten. Humbert *le Bâtard* lebte zudem in einem Zeitabschnitt, in dem das Haus Savoyen zwar einen Höhepunkt seiner Macht erreicht, aber auch in seiner neuen Machtposition mit alten und neuen Problemen zu kämpfen hatte.

Der Autor konnte für seine Darstellung auf gute Vorarbeiten zurückgreifen; genannt seien hier nur die Veröffentlichungen von Cornaz/Galbraight (1946), Bise (1948) und die neueren Aufsätze von Guido Castelnuovo. Auf diesen Vorarbeiten aufbauend, entwirft er in knappen Strichen die Biografie dieses interessanten Savoyers. Humbert wurde um 1377 als unehelicher Sohn des jungen Grafen Amadeus VII. und der Bürgertochter Françoise Arnaud in Bourg-en-Bresse geboren – aus der gleichen Verbindung ging später noch eine Tochter hervor. Als sein legitimer Halbbruder Amadeus VIII., der spätere Herzog und Gegenpapst, 1383 auf die Welt gekommen war, wurde auch Humbert an den Hof geholt und zusammen mit seinem Halbbruder in der gräflichen Familie erzogen. Von ritterlichem Tatendrang getrieben, nahm er am Kreuzzug gegen die Türken teil, der 1396 in der verheerenden Niederlage von Nicopolis endete.

Er überlebte das Gemetzel und geriet in jahrelange türkische Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung 1402 kehrte er an den Hof in Chambéry zurück und wurde in der Folgezeit mit wichtigen diplomatischen Missionen betraut. So war es sein Verdienst, dass Savoyen seinen Einfluss in der oberitalienischen Politik auszubauen vermochte. Im Jahre 1427 konnte durch die Heirat von Amadeus' VIII. Tochter mit dem Mailänder Herzog eine wichtige und zukunftsweisende Verbindung aufgebaut werden.

Im Testament seines Vaters Amadeus VII. war ihm eine jährliche Apapage von 1500 Gulden zugewiesen worden und die Belehnung mit den Herrschaften Corbières und Montagny, denen später noch Erlach, Cudrefin und Grandcour folgten. Seinen eigentlichen Herrschaftsschwerpunkt setzte er in Estavayer, nachdem er dort die Herrschaftsrechte der Herren von Estavayer zurückgedrängt hatte. Hier trat er auch als Bauherr hervor und errichtete mit dem Schloss Chenaux einen repräsentativen, eindrucksvollen Herrensitz. Aus diesem Zeitabschnitt ist auch eine bemerkenswerte Quelle überliefert, seine Haushaltsrechnungen 1432–1434, die Riedmatten im zweiten Teil seines Buches ediert.

In dieser Zeit nahm er seltener an diplomatischen Missionen des Savoyer Hofes teil, Schwerpunkt seiner Tätigkeit wurde nunmehr die Verwaltung der eigenen Herrschaftsgebiete. Hier erwies er sich als geschickter und zugleich energischer Vertreter savoyischer Interessen. Diese Fähigkeiten zeigten sich vor allem, als er 1426/27 in Estavayer den gefährlichen Bürgeraufstand unter der Führung von Mermet Decrin unter Kontrolle brachte. Auch gegenüber dem selbstbewussten einheimischen Adel und den machthungrigen Nachbarn Freiburg und Bern wusste er sich zu behaupten. Gleichzeitig stand er in bedingungsloser Loyalität zu seinem Halbbruder Amadeus VIII., ein Verhalten, das unter Verwandten im Hause Savoyen keineswegs die Regel war.

In den letzten Lebensjahren erreichte Humbert den Höhepunkt seiner Laufbahn. 1440 wurde ihm die Herrschaft Romont übertragen und er selbst zum Grafen von Romont erhoben. Damit hatte er als gräflicher Bastard einen bemerkenswerten Aufstieg geschafft. Doch seit 1440 scheint er ernsthaft gekränkt zu haben. In den Vordergrund traten nun die Planung seiner Grabstätte in Hautecombe und die Errichtung seines Testaments, das ihn, der unverheiratet und ohne Nachkommen geblieben war, als großzügigen Donator religiöser Einrichtungen auswies. Am 13. Oktober 1443 ereilte ihn der Tod in seinem Schloss Chenaux.

Die Übersicht zeigt einen interessanten Lebenslauf, dessen biografische Gestaltung auch ein interessantes Buch versprach. So hat Riedmatten die biografischen Daten Humberts knapp, nüchtern und sehr fundiert zusammengetragen. Nach der Lektüre machte sich allerdings beim Rezensenten

eine gewisse Enttäuschung breit. Man vermisst nicht nur eine Einleitung, in der der Autor präzise Fragestellungen zu seinem Thema entwickelt hätte, man hätte sich auch gewünscht, dass er über die knappe Addition und Akkumulation von Fakten – auf dem Buchumschlag wird recht vorsichtig von einer «biographie sélective» gesprochen – zur «grossen Biografie» vorgestossen wäre. Denn Riedmattens Darstellung lässt durchaus zahlreiche Möglichkeiten erkennen, aus denen man eine faszinierende Biografie Humberts hätte entwickeln können, wenn man den Lebensweg dieses ungewöhnlichen Savoyers stärker in seine Zeit eingebettet hätte. Einige Stichworte mögen genügen: Ritterideal, Familienstruktur und Hof, seine ausgeprägte Frömmigkeit, sein eigenständiges politisches Profil, die damalige politische Stellung Savoyens in der Westschweiz. Damit wäre das Individuum Humbert *le Bâtard* stärker in Raum und Zeit verankert worden und hätte mit all seinen Geheimnissen und Widersprüchen vor dem Leser gestanden. Das hätte aber den Umfang einer Lizentiatsarbeit erheblich überschritten, der Ausbau zur umfassenderen Dissertation wäre mir durchaus sinnvoll erschienen.

Den zweiten, umfangreichen Teil des Buches (S. 219–518) nimmt, wie bereits erwähnt, die Edition von Humberts Haushaltsrechnungen ein, die aus den Jahren 1432 bis 1434 erhalten sind. Diese «Comptes de maisnie» (Archives départementales de Savoie, Chambéry, C 632) sind eine bemerkenswerte Quelle, denn sie ermöglichen einen Blick in die Lebenswelt und den Alltag eines hohen Adligen im 15. Jahrhundert und geben uns eine Fülle von Informationen zu Humberts Personal, Haushaltsführung, Sachkultur und Lebensweise. Die Rechnungen spiegeln das Bild einer Adelsresidenz, die trotz einfacher Lebensweise ein deutliches Repräsentationsbedürfnis ausstrahlt. Hervorstechend ist die intensive Reisetätigkeit Humberts zu den Zentren der savoyischen Politik in Chambéry, Thonon und Genf, ohne dass wir Näheres über die Inhalte erfahren. Auffallend ist auch, dass Humbert zum nahe gelegenen Freiburg (und auch Bern!) nur geringe Kontakte pflegte. Sein Ziel schien offenbar eher die innere Konsolidierung dieser Randgebiete und ihre stärkere Anbindung an das savoyische Territorium gewesen zu sein. Diesem Aspekt müsste in Freiburger Quellen, vor allem in den Gesandtschaftsrechnungen der Säckelmeisterrechnungen, noch nachgegangen werden. Besser belegt sind die wirtschaftlichen Beziehungen. Mehrfach wird der Kauf von Freiburger Tuchen und Pferden für Humberts Hof erwähnt. Aber auch in diesem Kapitel hätte man sich eine Einordnung in den Forschungskontext und Hinweise zu anderen wichtigen Arbeiten gewünscht, die ebenfalls adlige Haushalte untersuchen.

Riedmatten hat eine sehr gründliche und sorgfältige Edition dieser Quelle geleistet, die damit zum ersten Mal vollständig ediert wurde. Sie

wird ergänzt durch eine statistische Auswertung mit zahlreichen Grafiken und Tabellen (die inhaltliche Auswertung findet sich im Kapitel «Estavayer», S. 48–98 des Darstellungsteils), ferner ein umfangreiches Register (ein weiteres Register besteht für den Darstellungsteil) sowie Wort- und Sacherklärungen. Zwei kleinere Beiträge von F. Zufferey über die Sprache der Haushaltsrechnungen und von G. Cassina über Humberts Grabmonument in Hautecombe sind als Anhang beigegeben.

Zwei Berichtigungen, vor allem aus Freiburger Sicht, müssen angefügt werden; sie sollen aber die positiven Seiten dieses Buches keinesfalls schmälern.

Vor allem die Namensformen aus dem Freiburgischen haben dem Autor offensichtlich Schwierigkeiten bereitet. So verbirgt sich hinter dem Wortungetüm *Nicod, fils de Hyagnys Bonvisseyns* (S. 42) Nicod, der Sohn des Yanninus Bonvisin, und mit *Hens Velga* (S. 41) ist der Freiburger Schultheiss Hensli Velga im Jahre 1428 gemeint.

Im Schlussabschnitt (S. 169) gibt der Autor einen Ausblick auf die Jahre nach Humberts Tod, die schliesslich zum bekannten Krieg Freiburgs mit Savoyen 1447–1448 führten. Hier ist Riedmattens Feststellung, dass die herzogliche Autorität in diesen Gebieten nach dem Tode Humberts nicht mehr so stark war wie früher, durchaus zuzustimmen. Ob die Freiburger ihre bewaffneten Züge in Savoyer Gebiet im Vorfeld des Savoyer-Krieges zu Lebzeiten Humberts gewagt hätten, darf bezweifelt werden. Es ist aber auch zu vermuten, dass Humbert als politische Persönlichkeit mit diplomatischer Erfahrung durch geschicktes und energisches Verhandeln die kriegerische Konfrontation vermieden hätte. Aber Riedmatten irrt, wenn er die Verpfändung Montagnys bereits 1441/42 in Zusammenhang mit dem grossen Darlehen Freiburgs an Savoyen bringt. Die Verpfändung Montagnys erfolgte erst 1467 auf massiven Druck Freiburgs, als Savoyen mit der anlässlich des Freiburger Herrschaftswechsels 1452 versprochenen Geldzahlung in Rückstand geraten war.

Ziehen wir ein Fazit! Riedmatten hat mit seiner umfangreichen Veröffentlichung eine solide Grundlagenforschung zu Humbert *le Bâtard* geleistet. So fasste er dankenswerterweise die zerstreuten Quellenbelege aus den französischen, italienischen und schweizerischen Archiven in Kurzregesten zusammen, eine Arbeit, die späteren Bearbeitern einige Mühe ersparen wird. Doch eine wirkliche Biografie Humberts muss noch geschrieben werden.

WILLY SCHULZE

Instituteurs et institutrices à Fribourg – Deux siècles de formation. 200 Jahre Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Freiburg. Unter der Leitung von Pius LEHMANN hg. v. Albert PORTMANN-TINGUELY und Francis PYTHON, Paulusverlag, Freiburg 2006, 462 S., Abb.

In der gegenwärtigen Zeit gehört Bildung zu den höchsten Gütern, die ein Mensch erwerben kann. Nur wer das nötige Rüstzeug mit auf den Weg bekommt, wird sich in der Welt und im Leben zurechtfinden können. Lehrpersonenbildung ist deshalb umso wichtiger und wirkt sich doppelt aus, denn gut und umfassend ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer sind entscheidend für die Qualität unseres Bildungswesens und beeinflussen massgeblich die Bildung jedes einzelnen Schulkindes.

Die Geschichte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Freiburg hat das hier zu besprechende Buch zum Inhalt. Darin werden interessante Aspekte, wie die zweisprachige Ausbildung, die musische Bildung, die Rolle der Frauen (Kindergärtnerinnen und Hauswirtschaftslehrerinnen) und Ordensfrauen im Lehrberuf, beleuchtet, und viele ehemalige Schüler und Absolventen des Lehrerseminars, das der Pädagogischen Hochschule Platz machen musste, sind mit Erlebnisberichten und Erinnerungen vertreten. Dies ergibt ein reich dokumentiertes und vielseitig facettiertes Bild der Geschichte der Lehrpersonenbildung, das allerdings sehr heterogen und teilweise auch unausgewogen erscheint.

Die reiche Fülle der verschiedenen Beiträge erstaunt indes nicht, wenn man bedenkt, dass es sich ursprünglich um Beiträge eines im Mai 2003 stattgefundenen zweisprachigen Kolloquiums handelt. Wie Francis Python in seinem Vorwort schreibt, besteht das Buch aus den gesammelten «Akten» des Kolloquiums, was allerdings bedauerlicherweise auf den Titelseiten nirgends erwähnt wird.

Unter den positiven Aspekten des im Paulusverlag erschienenen Werkes ist zunächst einmal die zahlreiche Autorenschaft zu nennen, zeichnen doch immerhin 18 Autoren einen Beitrag, manche zwei. Da sie zu einem grossen Teil Historiker und zudem Pädagogen sind, kann ein weiteres Merkmal positiv hervorgehoben werden: Die Autoren sind gute Didaktiker und wissen – entsprechend ihrer Profession – den Stoff geschickt zu vermitteln. Das Buch ist folglich reich an Informationen und überdies mit vielen Bildern illustriert; also alles andere als eine ermüdende Vermittlung eines trockenen Stoffes.

«Am Anfang des 21. Jahrhunderts gehört das Fehlen von zweisprachigen Klassen auf den unteren Ebenen des öffentlichen Schulwesens zu den grössten sprachlichen und sprachpolitischen Mängeln im Kanton Freiburg», stellt Bernhard Altermatt in seinem Beitrag auf S. 143 fest. Die Aus-

wirkungen dieses Defizits sind auf allen Ebenen schmerzlich zu spüren. So ist es den Herausgebern und Autoren hoch anzurechnen, dass es ihnen gelungen ist, ein zweisprachiges Buch zu veröffentlichen.

Gerade Frauen sehen und sahen im Lehrerinnenberuf eine grosse Chance für ihren Weg zur beruflichen, gesellschaftlichen und politischen Emanzipation sowie zur ökonomischen Unabhängigkeit, auch wenn dabei immer wieder Rückschläge hinzunehmen waren. Wertvolle Beiträge von Cindy Boschung, Barbara Bieri Henkel, Monique Gobet und Nathalie Cottet Seydoux beleuchten diese genderspezifischen Aspekte.

Am Schluss des Buches lässt Mitherausgeber Albert Portmann-Tinguely die 200 Jahre Geschichte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung in Freiburg noch einmal Revue passieren. Er tut dies, indem er gewissermassen eine historische Collage erstellt, «Programme, Orte, Köpfe, Dokumente, Zitate ...» vereint, also direkt die Quellen sprechen lässt. Es empfiehlt sich denn auch, die Lektüre des Buches mit diesem Beitrag zu beginnen.

Dabei wird aber augenfällig, was man während der ganzen Lektüre vermisst und was dem Buch konzeptionell und auch inhaltlich fehlt; nämlich einerseits eine einheitliche und übersichtliche Chronik zur etwa 200-jährigen Geschichte, eine Art geschichtlicher Abriss (*facts and figures*) und andererseits eine grundlegende analytische und geschichtswissenschaftliche Betrachtung dieser Zeit durch einen über dem «Schul-Stoff» stehenden Historiker.

Die auf den letzten Seiten abgedruckten «Programme, Orte, Köpfe ...» mögen immerhin als eine Art Ersatzchronik gelten und damit wie der Beitrag von Jean-Marie Barras dem ersten Wunsch des Rezensenten Genüge tun. Für die Erfüllung des zweiten Desiderats braucht es dagegen eine universitäre Forschungsarbeit, das heisst eine bildungsgeschichtliche Kärnerarbeit inklusive Verarbeitung und Einordnung der bereits existierenden Forschungsliteratur (Criblez, Badertscher/Grunder).

Eine solche historisch-kritische (quellenkritische) Analyse dient unter anderem der Orientierung in der Gegenwart, wie Pius Lehmann in seinem Vorwort festhält. Dieses Versprechen vermag die Publikation jedoch nur unvollkommen einzulösen. Um dieses Urteil zu begründen, muss etwas weiter ausgeholt werden.

Der Berufsstand der Lehrerinnen und Lehrer hat sich im 20. Jahrhundert sehr stark weiterentwickelt. «Bewirkt der reformpädagogische Impuls zu Beginn des 20. Jahrhundert in der Schweiz sowohl eine didaktisch-methodisch intensivere Diskussion um traditionelle und neue Aufgaben der Lehrer, umschliesst der Amtsauftrag von Lehrern – nun aufgefasst als Spezialisten für das Arrangement von Lehr- und Lernprozessen – in der Schweiz zu Beginn des 21. Jahrhundert ein breites Spektrum an Aufgaben,

darunter: unterrichten und planen, beurteilen, bewerten, beraten, Kollegiums- und Elternarbeit, eigene Fortbildung und Engagement für die Schulentwicklung.» Dieser von Hans-Ulrich Grunder im *Historischen Lexikon der Schweiz* festgestellte Sachverhalt gibt die aktuelle Situation, in der sich die Lehrerschaft befindet, knapp, aber genau wieder. Noch vor gar nicht langer Zeit glichen Schulen hie und da Folterkammern, in denen mitunter sadistisch gestimmte Lehrpersonen die Schüler in militärischer Manier drillten, während heute manchenorts bereits die kleinsten ABC-Schützen das Zepter übernehmen und die Lehrpersonen herumkommandieren, es sei denn, sie wären dermassen angepasst oder apathisch, dass man den Unterricht auch gleich sein lassen könnte. Beide zugegebenermassen überzeichnete Tendenzen sind sicherlich Irr- und Holzwege. Es macht fast den Anschein, dass sich die Pädagogik und damit die Lehrerbildung immer noch auf der Suche nach der richtigen Methodik oder eben Schule befindet.

Geschichte als Orientierungswissenschaft würde bei dieser Suche nach dem richtigen Weg sicherlich zu helfen wissen. Nur wer seine Geschichte kennt, wird den Weg in die Zukunft finden. Gerade dazu hätte diese Publikation etwas mehr leisten dürfen. Statt in Erinnerungen zu schwelgen, die Geschichte der Lehrpersonenbildung selbstreflexiv-kritisch anzugehen, hätte die Devise lauten müssen. Dem interessierten Leser eines Geschichtsbuchs über die Lehrerbildung nimmt es zum Beispiel Wunder, warum im Schulzimmer geprügelt wurde, oder weshalb man Knaben und Mädchen getrennt voneinander unterrichtete, oder, allgemein formuliert, welche kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen auch in den Schulzimmern gültig sind.

Wenn auch diese Forderung als überrissen erscheint, da es sich beim Lehrerbildungs-Buch ja um die Sammlung verschiedenartiger Kolloquiumsbeiträge handelt, so hätte zumindest eine kompetente ausführliche Einleitung in Form einer wissenschaftlichen Synthese dem Buch gutgetan.

Formale und typografische Mängel und Schwächen des Buches kommen hinzu, fallen aber weniger ins Gewicht: unausgewogene Seitengestaltung, fehlendes Register, schwer lesbarer Druck (Fussnoten) und teilweise schlechte Typografie (Eselspfade und nicht einheitliche Anführungszeichen), viele unscharfe oder zu stark gerasterte Bilder.

Fazit: Der Pädagogischen Hochschule steht der Weg frei und offen, neue Kapitel in der freiburgischen Lehrpersonenbildung zu schreiben, sind doch nun zumindest einige Kapitel ihrer Geschichte mit dieser Publikation über das Lehrerseminar erschienen. Die historisch-kritische Geschichte der freiburgischen Lehrerbildung bleibt indes noch zu schreiben.

Denis BUCHS (Hg.), *L'incendie de Bulle en 1805. Ville détruite. Ville reconstruite*, Musée Gruérien – Ville de Bulle, Bulle 2005, 288 S., Abb.

Was der Stolz jeder Feuerwehr ist – so rasch wie möglich vor Ort zu sein, um in beispielhaft organisierter Arbeit den Brand zu löschen –, zeichnet auch das hier zu besprechende Buch aus, denn im Vergleich zu den Zeiträumen, mit denen die Geschichtsschreibung üblicherweise zu tun hat, ist die Verspätung, mit der die Monografie herauskam, unmassgeblich, auch wenn sie allen, die das Erscheinen ungeduldig erwarteten, schier endlos erscheinen mochte. Und die Löschung des Brandes beziehungsweise die Darstellung der dramatischen Ereignisse von 1805 erfolgen zweifelsohne in vorbildlicher Weise. Das Endprodukt, das zu halten man beide Hände benötigt, ist in jeder Hinsicht monumental: vom Format, vom Gewicht, vom Aufwand, vom Inhalt, vom Ansatz und von der Präsentation her (dass gleich dreimal eine rechte Seite leer bleibt, ist allerdings ein grober grafischer Schnitzer). Die Fülle bisher kaum bekannter oder unveröffentlichter Abbildungen ist überwältigend; selbst das Kapitel über den detailreich beschriebenen Brandverlauf ist ikonografisch aufbereitet und mit Zeichnungen illustriert, die – mangels anderen Bildmaterials – die Katastrophe aus der Perspektive heutiger Kinder und Jugendlicher darstellen. Fast könnte man meinen, hier sei aus lokalpatriotischen Gründen mit allzu grosser Kelle angerührt worden, doch dieser erste Eindruck trügt. Würde es sich «lediglich» um den Brand von Bulle vom 2. April 1805 handeln, so wäre das Buch tatsächlich unverhältnismässig voluminös geraten, doch man darf den Untertitel nicht ausser Acht lassen. Von den vier Hauptteilen der Monografie ist nur einer der Feuersbrunst gewidmet, die anderen gelten der Stadt vor dem Brand, der «Neugeburt» der Stadt und der Geschichte der freiburgischen Gebäudebrandversicherung.

Ergänzt werden diese vier Hauptteile zum einen durch die obligaten Vorworte von Stadtammann Jean-Paul Glasson und Herausgeber Denis Buchs, zum anderen durch zwei kurze Essays, in denen François Walter (Genf) und Gaëtan Cassina (Lausanne) den Brand in einen weit gefassten Bezugsrahmen stellen und so eine willkommene Distanz zu den dargestellten Ereignissen schaffen. Von einem «feu novateur», einem innovativen Brand, spricht François Walter: «La destruction/reconstruction est plutôt une chance» (S. 18). Hielt man Brände früher für Naturkatastrophen, die der Mensch wie Erdbeben, Überschwemmungen, Stürme oder Vulkan- ausbrüche zu erdulden und hinzunehmen hatte, so geht man heute davon aus, dass die Risikogesellschaft ihre Gefahren selbst produziert: «Avec la société de risque, on arrive à un stade nouveau marqué par la fin de l'opposition nature-société qui caractérise toute la modernisation» (S. 16).

In seinem Schlusswort, das den Titel «Sous le signe de Phénix, l'exemplaire cas de Bulle» trägt, macht Gaëtan Cassina darauf aufmerksam, dass im Gefolge und nach dem Vorbild dieser umfassenden Untersuchung auch die anderen Grossbrände der Schweiz in gleicher Weise zu erforschen und darzustellen seien: «Particulièrement heureuse, la pluridisciplinarité de la démarche aboutie dans les présentes pages mène au-delà de la plupart des précédentes études. Puisse-t-elle faire école» (S. 211)! Wie Marianne Progin Corti in ihrer Besprechung des Buches über den Brand von Plaffeien in den vorliegenden Geschichtsblättern ausführt, wird der von ihr rezensierte Band den von Cassina genannten Ansprüchen nur ansatzweise gerecht.

Da die Geschichte der Stadt Bulle weitgehend ungeschrieben ist, kann man die beiden zentralen Kapitel des ersten Teils des Buches, «Avant l'incendie», als Beitrag zur Aufarbeitung der Vergangenheit dieser Stadt verstehen, die zunächst dem Bischof von Lausanne und von 1537 bis zum Ende des Ancien Régime den Gnädigen Herren von Freiburg unterstand. Nachdem Georges Andrey nicht zum ersten Mal in bewährt souveräner Weise «Fribourg et la Suisse en 1805» vorgestellt hat, macht er uns in «Bulle avant 1805» mit dem «dynamisme d'une petite cité» bekannt: Seit jeher war Bulle ein wichtiges Handelszentrum, insbesondere für Käse und Getreide. Im Kapitel «Bulle au XVIII^e siècle: une ville sans histoire?» unternimmt Aloys Lauper eine sorgfältige Analyse der städtebaulichen Anlage von Bulle und der historischen Bausubstanz, die dem Brand grösstenteils zum Opfer fiel. Anschliessend stellt Marie-Thérèse Torche die Entwicklung von Brandschutz und Feuerwehr vom 14./15. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts dar. Während der Helvetik, als nicht mehr die Bürgergemeinde, sondern die neue Stadtverwaltung für diese Aufgaben zuständig war, wurde der Unterhalt des Feuerwehrmaterials – sträflich, wie sich herausstellen sollte – vernachlässigt.

Verfasst von Georges Andrey und Fabien Pasquier, ist der zweite Teil, «L'incendie et ses lendemains», dem «grössten Brand in der Freiburger Geschichte» gewidmet. Am 2. April 1805 zerstörte das Feuer in wenigen Stunden fast das gesamte Städtchen. Über 1000 der insgesamt 1200 Einwohner/innen verloren ihr Obdach. Anhand der Berichte von Augenzeugen und verschiedener Presseartikel wird der Ablauf der Katastrophe minutiös rekonstruiert. Als die Stadt weitgehend in Schutt und Asche lag, setzte die Hilfe sofort ein; nicht nur im Kanton, sondern auch in der ganzen – katholischen wie protestantischen – Schweiz war eine gewaltige Solidaritätswelle zu spüren. Am 5. Mai nahm die Baukommission ihre Arbeit auf, und am 8. Juli wurde die «Ordonnance de Bâtisse & Loix Ediles pour la Ville de Bulle» verabschiedet. Zu den ersten Hilfsmassnahmen gehörten die Versorgung mit Lebensmitteln und Tüchern sowie mit Holz-

brettern zum Bau von Baracken; zudem wurde für die Unterbringung der Kinder gesorgt.

Der dritte Teil, zu dessen Autoren Fabien Pasquier, Aloys Lauper, Alain-Jacques Tornare und Denis Buchs gehören, trägt den Titel «La renaissance d'une cité». Insgesamt dauerte der Wiederaufbau sechzig Jahre. Die städtebaulich einschneidendste Massnahme war der Verzicht auf eine Häuserzeile, die Rue de Bouleyres, um Raum für den Marktplatz zu gewinnen. Aufschlussreich sind die Ausführungen zur Finanzierung der Bauarbeiten. Wie Georges Andrey in einem eigenen Kapitel – «Bulle secouru, Bulle secourable» – nachweist, geben die Einwohner/innen von Bulle die ihnen erwiesene Grosszügigkeit ebenso freierherzig zurück, wenn Andere in Not geraten: «La solidarité bulloise, fruit de la compassion et de la justice sociale, de la charité chrétienne et de la philanthropie, exprime une fraternité universelle inspirée à la fois par la religion et les droits de l'homme. Elle connaît une nette évolution et se développe géographiquement par cercles concentriques, au fur et à mesure de la croissance démographique de la ville et de l'essor en conséquence de son potentiel de libéralités, comme aussi de la suppression des distances due au progrès général des transports, des moyens de communication et de l'accès à l'information, lui-même rendu possible par l'avènement de la liberté d'expression, conquête majeure de la démocratie» (S. 179). Kurz gesagt, die Solidarität von Bulle kann und muss Vorbild sein für das «Global Village», das die Welt heute bildet. A bon entendeur...

Der vierte Teil, in dem Marie-Thérèse Torche und Pierre Ecoffey zu Wort kommen, ist der 1812 erfolgten Gründung der Kantonalen Gebäudeversicherung (KGV) und der Tätigkeit dieser wichtigen Institution gewidmet. Unter all den Feuersbrünsten, die dabei erwähnt werden, ist auch ein Brand, der die Freiburger/innen am 18. November 1871 in Aufregung versetzte, wobei allerdings nicht ganz klar ist, ob er nun das Haus Lapp in der Lausannegasse 3 (S. 189) oder die Pharmacie Lapp neben der Kathedrale (S. 192) betraf. Eindeutig ist dagegen, dass der lokale Rahmen in diesem Buchteil entschieden gesprengt wird: Nicht nur die durch Hangrutschung zerstörten Häuser von Falli-Höllli werden im Bild gezeigt, sondern auch der am 9. September 2005 eröffnete «brandneue» Geschäftssitz der KGV in Granges-Paccot (wäre das Buch rechtzeitig erschienen, hätten die Leser/innen auf diese Abbildung verzichten müssen).

Damit sind wir allerdings noch lange nicht am Ende des Bandes angelangt. Auf weiteren 70 Seiten folgen die Anmerkungen, eine ausführliche Bibliografie, zwei Namenregister (das Personennamenregister bedauerlicherweise ohne Vornamen), der Bildnachweis, verschiedene Aufstellungen und wichtige historische Dokumente, darunter auch das Baureglement für

den Wiederaufbau. Kein Zweifel, diese Monografie über den Brand von Bulle 1805 dürfte sich in Zukunft für Historiker wie Geschichtsfreunde als unentbehrliches Nachschlagewerk über die fernere und nähere Vergangenheit des Hauptortes des Greyerzerlandes erweisen.

HUBERTUS VON GEMMINGENEN

Der Brand von Plaffeyen. 31. Mai 1906. Zur Erinnerung an das schreckliche Brandunglück vor 100 Jahren, herausgegeben vom OK «100 Jahre Dorfbrand Plaffeien», Initiant und Verfasser: Kanis Zbinden, Plaffeien 2006, 266 S., Abb.

Gedenkschriften bereichern immer wieder den Büchermarkt und erscheinen meist fristgemäss zu einem bestimmten Anlass. So auch die Publikation über den Brand von Plaffeien, die kurz vor der 100-Jahr-Erinnerungsfeier, dem 31. Mai, im Eigenverlag herausgekommen ist. Der 266-seitige kartonnierte Gedenkband entstand dank der Initiative und des unermüdlichen Einsatzes des Hobbyhistorikers und Archivars der Kulturgemeinschaft POZ (Plaffeien, Oberschrot und Zumholz), Kanis Zbinden. Er realisierte keine historische Abhandlung, minutiös bereichert mit Anmerkungen, Quellenverweisen, mit Literaturangaben und Personenregister, sondern schuf ein Nachschlagewerk, das sich dank dem reichen Bildmaterial, den relativ kurzen Textwiedergaben und Kommentaren als leichte Lektüre konsultieren lässt.

Mit diesem Band wird zwar keine bedeutende Forschungslücke gefüllt, wie dies etwa bei dem kürzlich erschienenen Werk über den Grossbrand von Bulle im Jahre 1805 der Fall ist (siehe oben stehende Besprechung von Hubertus von Gemmingen). Er erhebt auch nicht diesen Anspruch, wie der OK-Präsident der Gedenkfeier «100 Jahre Brand von Plaffeien», Otto Lötscher, im Vorwort schreibt: «sondern [wir wollen] des schrecklichen Unglücks und des Leidens der damaligen Bevölkerung gedenken, andererseits aber auch den grossartigen Wiederaufbau des Dorfes der heutigen Bevölkerung sowie allen weiteren Interessierten in Erinnerung rufen».

Die Broschüre von Johann Passer aus dem Jahre 1908 über den Brand von Plaffeien sowie die Aufsätze von Anton Julmy, Aloys und Ferdinand Schuwey und Alfons Zbinden in den *Beiträgen zur Heimatkunde* 1956 dienen Kanis Zbinden als Grundlage für die Publikation. Auszüge aus diesen Arbeiten werden chronologisch und thematisch wiedergegeben, aber

ohne genaue Verweise. Zudem integriert der Redaktor seine eigenen Bemerkungen, die jedoch als solche nicht erkennbar sind. Bereichert wird das Ganze mit zeitgenössischen Dokumenten und Zeitungsausschnitten.

Zwölf chronologisch angeordnete Grosskapitel werden je nach Thematik in mehrere Unterkapitel eingeteilt. Autor des letzten Kapitels, «Vom alten zum neuen Dorf», und Korrektor des Manuskriptes ist der bekannte Bauernhausforscher und Volkskundler Jean-Pierre Anderegg.

Der Einstieg in die komplexe Brandgeschichte dieser voralpinen Siedlung im Senseoberland erfolgt nach einem Exkurs über Landschaft und Leute, über Volksleben und Viehzucht. Highlight dieses 5-seitigen Kapitels: die Bleistiftzeichnung, signiert Paul Klee 14.7.1897. Die Holzhäuser in Reihensbauweise am Dütschbach lassen uns ein gänzlich unbekanntes Plaffeien entdecken. Der alten Marienkirche aus dem Jahr 1762 mit Erweiterungsbau aus dem späten 19. Jahrhundert nach Plänen des Kunsthistorikers Wilhelm Effmann, Professor für Kunstgeschichte an der damals eben gegründeten Universität Freiburg, wird ein eigenes Kapitel gewidmet. Eine sicher aufschlussreiche Dokumentation folgt im nächsten Kapitel über das alte Ortsbild. Zahlreiche Fotos illustrieren die ländliche Baukultur um 1900 im Dorfkern. Wir spüren bereits bei einigen Bauten den Willen zum Neuen und Imposanten. Keine Holz-, sondern Massivbauten prägen die neuere Architektur im Umfeld der umgebauten Kirche. Der Tourismus soll Plaffeien erobern, und deshalb entstehen moderne Hotelbauten und Pensionen. Das Projekt einer Eisenbahnlinie, die vom Unterland Richtung Schwarzsee führen sollte, geisterte seit einiger Zeit in weitsichtigen Köpfen herum. Ein Ingenieurbericht von 1898 und eine Projektstudie von 1901 zeugen davon.

Danach folgen in drei Kapiteln die Geschichte des eigentlichen Brandes, das Ausmass des Schadens und die Hilfsaktionen. Mit dem Erlebnisbericht des Augenzeugen Pirmin Pürro, der als 12-Jähriger den Ausbruch des Brandes in der Bäckerei im Oberried hautnah erlebte, gelingt es Zbinden auf seine Art, ein Oral-History-Konzept in sein Werk zu integrieren. Pürro beschreibt emotionsgeladen, wie er mit seiner Schwester aus dem Fenster springt, um dem Nachbarn zu helfen, und wie sein Vaterhaus selber ein Raub der Flammen wird. Er schliesst mit den Worten: «Ich erinnere mich nicht gerne an das Erlebnis dieser Zerstörung. [...] ‹Leergebrannt ist unsere Stätte›.»

Das materielle Ausmass des Brandes ist enorm: 51 zerstörte Häuser, darunter die Kirche, das Pfarrhaus und das Pfarreiarchiv, das Schulhaus und drei Gasthöfe. 274 Personen werden obdachlos.

Der Schätzungswert der zerstörten Gebäude: 642 200 Franken. Ausbezahlung von der Brandversicherung: Fr. 511 580.–. Dazu das verbrannte Mobi-

liar, geschätzt auf eine knappe halbe Million. Die Versicherungen übernehmen nur einen kleinen Teil. Die Solidaritätswelle soll die verbliebenen Verluste decken. 41 Zeitungen in der ganzen Schweiz publizieren den Hilferuf. Von überall her treffen Gelder, Nahrungsmittel, Kleider und Haushaltgeräte sowie Möbel ein. Ein Betrag von Fr. 37 491.26 kann so den Brandgeschädigten überbracht werden.

Die Gelder werden entsprechend Vermögensstand und Schaden verteilt. «Die Verteilung der Naturalgaben hat in der Weise vor sich zu gehen, dass jeder Beteiligte so weit möglich einen Anteil erhalte, der im Verhältnis zu seinen Bedürfnissen steht.» Die Tabellen (S. 108–109) zeigen den Verlust an Mobiliar der Pächter, Mietsleute und Dienstboten sowie die finanziellen Beträge bei der ersten Verteilung auf. Es folgen auf den nächsten Seiten die Tabellen mit den Angaben über die Reinvermögen der Hauseigentümer und die ausbezahlten Beträge bei der ersten Verteilung. Ein Hauseigentümer mit einem Vermögen von über Fr. 30 000.– erhält keine Unterstützung. Den Pächtern, Mietsleuten und Dienstboten werden 50 Prozent ihres Verlustes an Mobiliar zugesprochen, wenn nicht die Versicherung den Schaden deckt.

Im Kapitel «Das neue Dorf» publiziert Zbinden drei bisher unveröffentlichte Transkriptionen aus den Protokollen der Sitzungen der Kommission für den Wiederaufbau. Diese geben die Stellungnahme der jeweiligen Betroffenen zu den Korrekturen des Strassenverlaufs, zum neuen Dorfplan und der Neuparzellierung wieder. Für die Gemeinde Oberschrot wird von einem einheitlichen Plan abgesehen, «weil die abgebrannten Gebäude schon fast überall in gesetzlicher Entfernung von den Strassen u. öffentlichen Wegen sowie den benachbarten Häusern gestanden hatten». Ein Reglement aus 26 Paragraphen beinhaltet die architektonischen und urbanistischen Vorschriften über den Wiederaufbau des Dorfes. Der schindelgedeckte Holzbau in Reihenaufbauweise ist nicht mehr zugelassen, sondern Ziegel- oder Schieferdach über einem maximal dreigeschossigen Massivbau in Einzelbauweise mit entsprechendem Abstand zur Strasse und genügender Distanz zu den Nachbargebäuden werden vorgeschrieben. Holz als Baumaterial wird im Stallteil und für den Laubenbau erlaubt. Der Baulinienplan bestimmt den Bauabstand der Gebäude zum Strassenrand und legt die neuen Strassenführungen fest. Es findet eine Neuparzellierung statt, die in manchen Fällen auch zu Expropriationen führt.

Eine der wichtigsten Änderungen betrifft das Strassennetz, das die Grundform des neuen Dorfes vorgibt. Die Zufahrtsstrasse von Alterswil soll zwecks Entlastung des kommunalen Finanzhaushaltes als zweite Kantonsstrasse durchs Dorf führen. Am südlichen Dorfausgang trifft sie auf die von Oberschrot kommende Kantonsstrasse und formt gemeinsam mit

dieser die Schenkel eines Dreiecks, dessen Basis die Kirchgasse ist. (Heute erweist ein Kreisel diesem ehemaligen Dreieckspitz die Ehre.) Eine weitere Längs- und eine Quergasse ergänzen das Strassennetz des Wiederaufbauplans. Kirche und Dorfplatz kommen an die gleiche Stelle zu liegen wie vor 1906. Die Gemeindegewirtschaft Hirschen wechselt jedoch die Strassenseite.

Schulhaus, Pfarrhaus mit Kaplanei, der Gasthof zum Hirschen und der Alpenclub (in der Bildlegende S. 139 werden wohl irrtümlicherweise Broillet & Wulffleff als Ersteller bezeichnet) sind nach Plänen des Architekten Humbert Donzelli gebaut. Ebenso die Wagnerei, Schmiede und Metzgerei. Für den Kirchenbau entwirft Donzelli 32 Pläne, die vom Elsässer Redemptoristenpater Joseph Mayer zu einer dreischiffigen neuromanischen Basilika abgeändert werden. Frédéric Broillet, Mitglied der Kommission für den Wiederaufbau, zeichnet mit seinem Büroteilhaber Charles-Albert Wulffleff Modellentwürfe für Bauern- und Wohnhäuser sowie die Pläne für den Teilaufbau des Gasthofs zum goldenen Kreuz und des 1910 gebauten Gasthofs Kaiseregg. Broillet entwarf bereits 1904 nach dem grossen Dorfbrand in Neirivue Modellpläne für Wohn- und Landwirtschaftsbauten. In Plaffeien korrigiert Broillet die nicht reglements-konformen oder die nicht den Ideen der Planungskommission entsprechenden Pläne. Die Aussage, dass Broillet unter der Regie Donzellis an der Planung sämtlicher öffentlicher Gebäude mitgewirkt hat (S. 152), muss wohl etwas nuanciert werden. Donzelli entwirft zahlreiche Pläne zu öffentlichen und Privatbauten, die von Frédéric Broillet als beauftragtem Architekt der Planungskommission begutachtet werden. Dabei sind Änderungen beantragt worden, die Donzelli alsdann in seine überarbeiteten Pläne einfließen lassen musste. Oftmals werden Korrekturen im Dachbereich verlangt.

Georges de Montenach, Gründungsmitglied des seit 1906 aktiven Schweizer Heimatschutzes und Autor des patriotischen Aufrufs von 1908 «Pour le visage aimé de la Patrie», beanstandet im Grossen Rat (16.11.1906) den in Plaffeien angewandten Baustil. Zahlreiche Aufnahmen aus der Zeit des Wiederaufbaus belegen, dass der neue Stil Ideen aus der Tradition aufnimmt und diese dank neuen Materialien (Beton, Kunststein) und Formen verarbeitet. Frédéric Broillet ist sicher wegleitend für die rasche Akzeptanz unter den Bauherren. Reich bewegte Dachlandschaften wie Walmdächer mit Lukarnen, Gaupen, Zwerchgiebel, balkonähnliche Holzlauben, Riegel-elemente im Dachgiebel sind nur einige Gestaltungselemente, die die neue Reformarchitektur prägen. Hygiene und Sauberkeit sind weitere Schlagworte, die während dieser Zeit in Schule und Gesellschaft zirkulieren und ihren Einfluss auf das Bauen nehmen. Grössere Fenster, Bad und WC-Einrichtungen, pflegeleichte Böden wie Linoleum und neue Kücheneinbauten sind die Folgen.

Ein spezielles Kapitel widmet Zbinden der Notkirche, einer schlichten dreiteiligen Holzkonstruktion mit Satteldach, die auf dem neuen Friedhof in der Sellenmatt, im Norden des Dorfes, errichtet wurde. Im Abschnitt über die neue Kirche erfahren wir mehr über Pater Mayer, den Redemptoristen aus dem Elsass, der in Jaun 1898 als Missionsprediger wirkt und nach dem Brand von Plaffeien das Sagen zum Kirchenneubau hat. Zur Finanzierung der Kirche trägt eine grosse, von der Kantonsregierung bewilligte Lotterie bei. Der Lotterieerlös von Fr. 52 000.–, freiwillige Gaben Fr. 83 306.– und die Darlehen von Fr. 80 000.–, Fr. 70 000.– und Fr. 38 000.– finanzieren den Kirchenbau. Die grossen Mauerarbeiten werden von Fischer-Reydellet aus Freiburg ausgeführt. Er gehört zu den ersten Bauunternehmern im Kanton Freiburg, die mit Beton bauen. Zimmer- und Bauschreinerarbeiten werden von den Gebrüdern Gobet in Düdingen, Hayoz in Alterswil und Brügger in Tifers, Spengler-, Schmied- und Schlosserarbeiten von Fasel in Alterswil, Piller in Tifers, Herbel in Plaffeien, Zbinden in Plaffeien und Firman in Bulle sowie Dachdeckerarbeiten von Baeriswyl in Plaffeien und Falk in Alterswil erledigt.

Die Ausführung der Innenausstattung wird verschiedenen Künstlerwerkstätten aus der Schweiz und dem angrenzenden Ausland übertragen. Dank der Innenausstattung – darunter die Wandmalereien Otto Haberer-Sinners, das meisterhaft geschnitzte Mobiliar aus der Elsässer Werkstatt Teophil Klem und die Glasfenster aus den Ateliers Berbig (Zürich) sowie Kirsch und Fleckner (Freiburg) – und dem architektonischen Programm wird die Marienkirche zu einem der bedeutendsten Sakralbauten des späten Historismus in der Westschweiz. Die Kirchenweihe erfolgt am 16. Juni 1910. Der Basler Bischof Jakobus Stammler zelebriert anstelle des erblindeten Freiburger Bischofs Joseph Deruaz. Die Orgel aus dem Atelier Wolf in Freiburg wird am 26. April 1914 eingesegnet.

Dem Ehrendomherr Alexander Schuwey (1879–1949) widmet Zbinden ein eigenes Kapitel. Schuwey, nach dem Brand zum Pfarrer von Plaffeien ernannt, wirkt tatkräftig und wegweisend als Manager, Financier und Gottesmann für die Realisierung des Oberländer Doms.

Anschliessend folgt eine 9-seitige Abhandlung über die Schulen und die Lehrpersonen sowie den Abzug der Ingenbohler Schwestern nach 114-jähriger Lehrtätigkeit im Jahre 1984.

Im letzten Kapitel skizziert Jean-Pierre Anderegg anhand des Zehntenplans aus dem Jahr 1748 und dem Katasterplan von 1850 (Ried: 1868) bzw. 1906 die Besitz- und Siedlungsverhältnisse und deren Veränderungen in Plaffeien. Funktionsänderungen, Abbrüche (unter anderem Ofenhäuser) und Erweiterungsbauten prägen die Zeit zwischen 1850 und 1906. Nach dem Brand werden nicht nur das Strassennetz verändert, sondern auch der

Dütschbach korrigiert, die Parzellierung neu gestaltet und die Baulinien festgelegt. In Plaffeien entsteht eine Plansiedlung, deren Strukturen bis heute im Ortsbild abzulesen sind. Im Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) wird die Siedlung dank ihrer Lagequalität und ihrer architekturgeschichtlichen Relevanz als Ortsbild von nationaler Bedeutung aufgeführt.

Im Anhang finden sich das von den Autoren Anton Schwartz und Roland Spadin verfasste «Z'Dorfbrandlied», Dokumente zur Gedenkfeier aus dem Jahre 1956 und eine Liste der für das Jahr 2006 geplanten Anlässe. Den Abschluss macht ein zweiseitiger Bildnachweis.

Das leicht lesbare Werk beeindruckt vor allem durch die Vielfalt des Bildmaterials: 119 Fotos und Zeichnungen, 10 Planaufnahmen, davon 7 von Architekt Benoît de Reyff umgezeichnet, 49 weitere Dokumente und 15 Tabellen. Zu bedauern: die fehlende Literaturliste und die wenig ausführlichen Angaben über das Quellenmaterial.

MARIANNE PROGIN CORTI

Jean-Pierre ANDEREGG und Ofenhausfreunde Seeland [Vreni und Klaus WEBER, Jasmine SAID BUCHER], *Die Ofenhäuser im Drei-Seen-Land – Backen und Gemeinschaft. Les fours du Pays des Trois-Lacs – Pain et communauté*, Thun, Weber Verlag, 2005, 208 S., Abb.

Wer sich, wie der Volkskundler und Bauhistoriker Jean-Pierre Anderegg, seit Jahrzehnten mit Kulturlandschaften und Haustypen beschäftigt, gewinnt im Laufe der Zeit nicht nur ein sicheres Auge für einzigartige oder repräsentative Gebäude, sondern auch für unscheinbare Bauten, für Zweckarchitektur der bescheidenen Art, über die ein oberflächlicher Blick hinweg zu schweifen Gefahr läuft. Unter solchen Aschenbrödeln der Baugeschichte stehen die Ofenhäuser zweifellos an vorderster Front, zumal sie sich in den Ortschaften mehrheitlich an prominenten, leicht erreichbaren Standorten im Zentrum oder an einer Wegkreuzung befinden und überdies eine wichtige soziale Rolle erfüllen, die umgekehrt proportional ist zur Bescheidenheit ihres Äusseren.

In Zusammenarbeit mit den Ofenhausfreunden Seeland hat der Autor mit dem hier vorzustellenden Band ein nützliches Handbuch und Nachschlagewerk geschaffen, das sich von Form und Inhalt her durch verschie-

dene Besonderheiten auszeichnet. Hervorzuheben ist zunächst einmal der geografische Raum, den das Werk abdeckt: Das «Drei-Seen-Land», das im Titel erwähnt wird, ist ein verhältnismässig junger Begriff der kantonsübergreifenden Wirtschafts- und Tourismusförderung, der erst im Gefolge der Expo.02 an Bedeutung gewonnen hat. Die im Buch vereinten Ofenhäuser – darunter sind Gebäude zum Brot- und Kuchenbacken zu verstehen, die aber auch andere Funktionen, wie Dörren oder Waschen, erfüllen können – liegen in den Expo-Kantonen Bern, Freiburg, Neuenburg und Waadt, genauer gesagt, in der Region des Bieler-, Neuenburger- und Murtensees von Biel über Murten und Neuenburg bis Yverdon. Diese «ausgesprochen ländlich gebliebene Ackerbauzone der westlichen Schweiz ist» laut Anderegg «offenbar zu Beginn des 21. Jahrhunderts das Rückzugsgebiet der gemeinschaftlichen Holzofenbäckerei» (S. 10). Das heisst allerdings nicht, dass hier eine Tradition vorgestellt wird, die in ihrem Refugium auf verlorenem Posten kämpfen müsste, bevor sie mit fliegenden Fahnen unterginge, ganz im Gegenteil. Gemeinschaftsbacken ist eine kreative, dynamische Tätigkeit und eine Beschäftigung, die in den letzten Jahren wieder vermehrt Jung und Alt anspricht und der Überlieferung wie dem auf Events getrimmten Charakter des heutigen Lebens gerecht zu werden versteht.

Der Blick bleibt jedoch nicht auf das Drei-Seen-Land eingeschränkt. In die Auswahl der 75 Ofenhäuser sind auch Typen aus Nachbarregionen (zum Beispiel aus Köniz, Val-de-Ruz oder Courtelary) einbezogen. Was den Kanton Freiburg betrifft, kommt auf diese Weise neben Arconciel, Barberêche/Bärfischen und Granges-Paccot das Ofenhaus Hinter Bruch in Düdingen zur Ehre einer Doppelseite, auch wenn es augenblicklich nur noch ein «Backofen für die Füchse» ist, der kurz vor dem Einsturz steht. Wer allerdings mit einem durch die Lektüre dieses Buches geschärften Blick durch die Lande zieht, wird rasch feststellen, dass es allenthalben Bauruinen dieser Art gibt, denn «ein nutzlos gewordenes Gebäude [...] hat in unserer renditeorientierten Epoche kaum mehr Überlebenschancen. Besser dran sind da die Gemeinschafts-Ofenhäuser, sofern die Genossenschaftler und übrigen Backberechtigten ein Interesse an regelmässigem Unterhalt und an der Instandstellung zeigen» (S. 147).

Das zweite Merkmal dieses Buches, das hier herausgestellt werden soll, ist dessen ebenso konsequente wie intelligente Zweisprachigkeit. Während bestimmte Texte, wie Vorwort und Einführung, übersetzt sind, folgen andere, insbesondere die Ofenhaus-Porträts, strikt dem Territorialitätsprinzip. So werden, um nur ein Beispiel anzuführen, das Gemeinde-Ofenhaus von Burg/Murten (S. 92) auf Deutsch und der Four communal von Cressier auf der nächsten Seite auf Französisch vorgestellt. Anderegg legt

zudem mit seiner Übersetzerin Sarah Tschopp keine Eins-zu-Eins-Übertragung vor, sondern die beiden passen die sprachliche Fassung behutsam der jeweiligen Mentalität an. Die Quellentexte sind ausschliesslich im Original wiedergegeben, und in der Rezeptauswahl ergänzen sich die deutsch- und französischsprachigen Rezepte.

Auf das knappe Vorwort des letztjährigen Bundespräsidenten Samuel Schmid folgt eine rund dreissigseitige allgemeine Einführung über die Hausbäckerei in der Schweiz, den Backofen als herrschaftliches Privileg im Mittelalter, den Bau der Backöfen, den Bestand und Besitz der Ofenhäuser gestern und heute, ihren Standort im Dorf sowie die Vielfalt der Funktionen und Formen. Anschliessend werden 75 ausgewählte Bauten in Bild und Text vorgestellt. Dem zweiten Teil des Buchtitels, «Backen und Gemeinschaft», ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Praktische Hinweise und ein Anhang mit Glossar, Ortsregister und Übersichtskarte runden den Band ab, der bis auf die letzte Seite mit nützlichen Informationen gefüllt ist. So ist die Erläuterung der verwendeten Symbole und Piktogramme, die dem Buch auch als praktisches Einlegeblatt beigelegt ist, auf die für diesen Zweck flugs zur Seite 209 erklärte Vorderseite des Vorsatzpapiers gedruckt.

Auch die den Ofenhaus-Porträts gewidmeten Seiten sind mit allgemeinen Angaben, Abbildungen, Zeichnungen (von Benoît de Reyff), Quellentexten, Reglementen oder sonstigen interessanten Zitaten aus Literatur oder Presse gut bis sehr gut gefüllt, so dass im Notfall sogar der Satzspiegel grosszügig ignoriert wird (S. 93) oder eine Zeile ganz aus dem Buch herausfällt (S. 158). Doch dies ist kaum von Belang, wenn uns der Duft eines frisch gebackenen Brotes oder eines Wistenlacher Kuchens durch die Nase zieht! Wie Jean-Pierre Anderegg zu Recht feststellt (S. 10): «Das gemeinschaftliche Backen von Alteingesessenen und Zugezogenen im Dorf oder Quartier ist mehr als nur Folklore und Freizeitbeschäftigung: Es stiftet auch lokale Identität. Darüber hinaus bewahrt es in unserer Überfluss- und Wegwerfgesellschaft das alt-neue Savoir-faire für die Befriedigung eines der elementarsten menschlichen Grundbedürfnisse.»

HUBERTUS VON GEMMINGEN